

FRIEDRICH ROEDERS

VON DEN QUELLEN DER PHILOSOPHIE

„Bedenke ich die kurze Dauer meines Lebens, aufgezehrt von der Ewigkeit vorher und nachher; bedenke ich das bißchen Raum, den ich einnehme, und selbst den, den ich sehe, verschlungen von der unendlichen Weite der Räume, von denen ich nichts weiß und die von mir nichts wissen, dann erschauere ich und staune, daß ich hier und nicht dort bin; keinen Grund gibt es, weshalb ich grade hier und nicht dort bin, weshalb jetzt und nicht dann. Wer hat mich hier eingesetzt? Durch wessen Anordnung und Verfügung ist mir dieser Ort und diese Stunde bestimmt worden?“

Blaise PASCAL [1]

Warum gibt es überhaupt Philosophie? Woraus entsteht Philosophie? Wie kommen Menschen zum Philosophieren?

Wenn wir so fragen, dann suchen wir nach den natürlichen Quellen der Philosophie, nach den Ursachen des Philosophierens und der menschlichen Suche nach dem, was man „Weisheit“ nennt.

Wer über diese Frage nachsinnt, mag wohl auf diese drei – hauptsächlich - Quellen der Philosophie stoßen, die ich wie folgt umschreiben möchte:

- die Unheimlichkeit der objektiven Welt,
- die Wechselfälle eines grausamen Schicksals und
- die innere Frage nach dem richtigen Handeln.

Diese Quellen – das ist dem unterrichteten Beobachter klar - teilt die Philosophie mit der Religion. Und darin liegt im Übrigen auch ein starkes Argument für die tiefgegründete Einheit von Philosophie und Religion (bei aller oberflächlichen Verschiedenheit). [2]

Stellen wir uns vor, alle Menschen würden mit den schwierigen und komplexen Bereichen, die wir mit unseren drei Beschreibungen angesprochen haben, jederzeit problemlos umgehen können - dann bräuchte es keine Philosophie und keine Religion zu geben.

Nun ist es aber so, dass die Menschen von Urzeiten an durch die Unheimlichkeit und Fremdheit der objektiven Welt sowohl erstaunt als auch beunruhigt und geängstigt werden, dass sie von den oft überraschenden und manchmal grausamen Wechselfällen des Schicksals erschüttert und zur Verzweiflung getrieben werden und dass die Frage nach dem ethisch richtigen Handeln in einer derartigen, unheimlichen und von unbegreiflichen Wechselfällen geprägten Welt ihr Gewissen quält und bisweilen auch bittere Gefühle der Reue hervorruft.

Religion und Philosophie geben auf die Fragen, die im Menschenherzen durch das Erleben dieser Situationen erregt werden, Antworten. Diese Antworten sehen an ihrer Oberfläche völlig verschieden aus. Dies ist im Grunde nicht verwunderlich, da Religion und Philosophie jeweils mit Hilfe der ihnen eigenen Sprache und der ihnen eigenen Bilderwelt zum Menschen sprechen. Die Aussagen der Religion – die ich mir erlaube, hier überaus summarisch zusammenzufassen – bestehen immer in dem letztlichen Verweis auf das Wirken und Wollen eines autoritativen „Gottes“ - und der Rest ist gläubiges Schweigen. Die Antworten der Philosophie sind demgegenüber anderer Art. Die Philosophie sucht nach Aussagen, die sich

auf der Grundlage der gesicherten Ergebnisse aller menschlichen Wissenschaften rechtfertigen lassen. Das, was die Philosophie dem Menschen sagt, muss sich im Lichte der Vernunft betrachten lassen und dabei einer sehr gründlichen Prüfung standhalten. Dies unterscheidet Religion und Philosophie.

Sehen wir uns nun aber die genannten verschiedenen Punkte nacheinander in Ruhe gründlich an:

1. Die Unheimlichkeit der objektiven Welt

Zunächst möchte ich über die Unheimlichkeit der objektiven Welt als Quelle der Philosophie sprechen. Sie beruht für den Menschen auf vier Faktoren:

- a) Fremdheit
- b) Unverständlichkeit
- c) Bedrohlichkeit
- d) Unverfügbarkeit

Mit anderen Worten: Die uns umgebende objektive Welt (einschließlich der quasi-objektiven sozialen Umwelt der Gesellschaft) erweckt in uns dann und in dem Maße das Gefühl der „Unheimlichkeit“, wie sie uns fremd, unverständlich und bedrohlich erscheint und zugleich für uns nicht „verfügbar“ ist, d.h. sich von uns nicht oder nicht ausreichend „in den Griff“ nehmen und beherrschen lässt.

Die Fremdheit der objektiven Welt, größtenteils: der Welt außer uns, spüren wir, wenn wir bemerken, dass die Entwicklungen und Vorgänge in dieser Welt ohne unser Zutun beginnen und enden und in ihrem Ablauf auf uns keine Rücksicht nehmen. Uns wird dann klar, dass sie ihren eigenen Gesetzen folgen und dazu nicht unserer Zustimmung oder Erlaubnis bedürfen.

In ihrer Fremdheit erscheinen uns diese Vorgänge oft unverständlich. Wir verstehen nicht warum sie so und nicht anders ablaufen. Das war so in der Antike, wo den Menschen die Ursachen der einfachsten Wetterphänomene unklar waren und das ist noch heute – bei gewaltig gestiegenem Wissen – so im Hinblick auf die sogenannte Dunkle Materie und die Dunkle Energie, die nach Aussagen der Astrophysiker 90 Prozent unseres Universums ausmachen sollen.

In ihrer Fremdheit und Unverständlichkeit empfinden wir die Vorgänge in der objektiven Welt immer wieder als mehr oder weniger bedrohlich für uns selbst. Dort, wo sie als weniger bedrohlich empfunden wird, erregt sie Gefühle des Erstaunens und des Sich-Verwunderns und erweckt Neugier, ihre Zusammenhänge zu erkunden und kennenzulernen.

Zur Fremdheit, Unverständlichkeit und Bedrohlichkeit vieler Vorgänge in der objektiven Welt gesellt sich noch ihre Unverfügbarkeit, um das Gefühl der Unheimlichkeit zu ergänzen. Diese Unverfügbarkeit müssen wir feststellen, insofern wir immer wieder erkennen, dass wir Vorgänge der objektiven Welt weder erzeugen noch sie beenden können, wenn sie einmal in Gang gesetzt sind. Das trifft für die Wetterphänomene ebenso zu wie für die planetaren und astrophysikalischen Vorgänge, die von Menschenhand weder gelenkt noch (bisher ausreichend) abgewehrt werden können.

Das Gefühl der Unheimlichkeit der objektiven Welt, insbesondere das Gefühl der Bedrohung durch Naturereignisse drückt sich bereits in einigen frühen Zeugnissen der Philosophie aus. Es sind unter anderem die Gewalt der Natur, die Heftigkeit von Stürmen und Gewittern, die gleißende Helligkeit von Blitzen und ihre augenblickliche zerstörerische Kraft, die die

Menschen in Angst und Schrecken versetzten. Weiterhin sind die rätselhaften Bewegungen der Planeten, insbesondere des Mondes, zu nennen, ebenso das plötzliche Auftauchen von Meteoriten und ihr (gelegentliches) Einschlagen auf der Erde. Alle diese Himmelsphänomene (und manch andere Phänomene mehr: die tobenden Wassermassen der Meere, Überflutungen, Erdbeben und Vulkanausbrüche) waren noch für die Menschen der Antike unerklärlich und – wie auch heute noch – in hohem Maße bedrohlich.

In seinem „Brief an Pythokles“ stellt der griechische Philosoph Epikur deshalb seinen von den verschiedenen Himmelserscheinungen beunruhigten Lesern ausführlich die natürlichen Ursachen dieser rätselhaften, beängstigenden Phänomene dar und bemüht sich darum, ihnen für diese natürliche, auf der Beobachtung beruhende Erklärungen zu geben, Erklärungen, die ohne einen Bezug auf den (religiösen) Mythos auskommen. Epikur möchte seine Leser von der Angst befreien, dass sich in dem ganz normalen Wettergeschehen ein von Leidenschaften getriebenes Handeln der Götter ausdrückt. Er betont, dass die „Erkenntnis der Himmelserscheinungen“ kein anderes Ziel verfolgt als die „Beruhigung und feste Zuversicht“. Epikur möchte seinen Schülern und Lesern die Angst vor dem Walten der Natur nehmen, in das der Mythos Strafen und Verfolgungsmaßnahmen der Götter gegenüber ihnen missfälligen Menschen hineininterpretierte. [3]

Aber auch die Menschen der Neuzeit wissen um die Unheimlichkeit der objektiven Welt. Das zeigt uns das Zitat des französischen Denkers Blaise Pascal, der vor der „unendlichen Weite der Räume, von denen ich nichts weiß und die von mir nichts wissen“ erschauert, das ich an den Anfang gestellt habe. Auch der Physiker Albert Einstein wurde von der Unheimlichkeit des Universums und der Rolle des Menschen darin angerührt. In den folgenden Worten beschreibt er vor allem den Aspekt der Unverfügbarkeit des objektiven Weltgeschehens für den Menschen:

"Alles ist vorherbestimmt, Anfang wie Ende, durch Kräfte, über die wir keine Gewalt haben. Es ist vorherbestimmt für Insekt nicht anders wie für Stern. Die menschlichen Wesen, Pflanzen oder der Staub, wir alle tanzen nach einer geheimnisvollen Melodie, die ein unsichtbarer Spieler in den Fernen des Weltalls anstimmt." [4]

Zu den Gegebenheiten, die die Menschen nur unvollkommen beherrschen können und die ihnen (zumindest teilweise) fremd, unverständlich und bedrohlich erscheinen können, gehören auch die naturwüchsig entstandenen menschlichen Gesellschaften, in die die einzelnen Menschen – ob sie wollen oder nicht – auf eine bestimmte Rangstufe gesetzt hineingepflanzt werden sowie ihre stets konfliktbeladene Entwicklung. Prinz oder Bettelmann? Niemand kann selbst entscheiden, welche Rolle ihm zu Beginn zugewiesen wird und schwankend (aber nicht völlig inexistent) sind seine Aussichten, hier Grundlegendes aus eigener Kraft zu verändern. Ich möchte diese sozialen Gegebenheiten, einschließlich der jeweils gegebenen Sitten und Gebräuche als „quasi-objektiv“ bezeichnen, weil sie theoretisch durch eine rationale gesteuerte Kraftanstrengung aller Menschen (großer Menschengruppen) verändert werden könnten, in der Regel aber dennoch dem Einzelnen zunächst einmal als etwas Äußeres und Fremdes vorgegeben sind, das er in seinem Funktionieren nicht durchschaut und nicht steuern kann.

Der deutsche Philosoph Johann Gottfried Herder fasste den Aspekt des Gegebenseins der Welt in Bezug auf den Menschen in die folgenden Worte:

Unsre Lebensalter sind die Lebensalter der Pflanze: wir gehen auf, wachsen, blühen, blühen ab und sterben. Ohn unsern Willen werden wir hervorgerufen, und niemand wird gefragt, welches Geschlechts er sein, von welchen Eltern er entsprossen, auf welchem Boden er dürrftig

oder üppig fortkommen, durch welchen Zufall endlich von innen oder von außen er untergehen wolle. In alle diesem muß der Mensch höhern Gesetzen folgen, über die er sowenig als die Pflanze Aufschluß erhält, ja denen er beinah wider Willen mit seinen stärksten Trieben dienet. Solange der Mensch wächst und der Saft in ihm grünnet, wie weit und fröhlich dünkt ihm die Welt! Er streckt seine Äste umher und glaubt zum Himmel zu wachsen. So lockt die Natur ihn ins Leben hinein, bis er sich mit raschen Kräften, mit unermüdeter Tätigkeit alle die Fertigkeiten erwarb, die sie auf dem Felde oder Gartenbeet, auf den sie ihn gesetzt hat, diesmal an ihm ausbilden wollte. Nachdem er ihre Zwecke erreicht hat, verläßt sie ihn allmählich. In der Blütenzeit des Frühlings und unsrer Jugend, mit welchen Reichtümern ist allenthalben die Natur beladen! Man glaubt, sie wolle mit dieser Blumenwelt eine neue Schöpfung besamen. Einige Monate nachher, wie ist alles so anders! Die meisten Blüten sind abgefallen; wenige dürre Früchte gedeihen. Mit Mühe und Arbeit des Baumes reifen sie, und sogleich gehen die Blätter ans Verwelken. Der Baum schüttet sein mattes Haar den geliebten Kindern, die ihn verlassen haben, nach; entblättert steht er da; der Sturm raubt ihm seine dürren Äste, bis er endlich ganz zu Boden sinket und sich das wenige Brennbares in ihm zur Seele der Natur auflöset. Ist's mit dem Menschen, als Pflanze betrachtet, anders? [5]

Für diejenigen, denen die botanischen Vergleiche Herders weniger behagen und denen seine Sprache vielleicht zu „blumig“ anmutet (was die sachliche Richtigkeit seiner Beschreibung nicht beeinträchtigt), setze ich noch ein deutlich kürzeres und nüchterneres Wort des deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche hierher:

„Niemand ist dafür verantwortlich, daß er überhaupt da ist, daß er so beschaffen ist, daß er unter diesen Umständen, in dieser Umgebung ist. Die Fatalität seines Wesens ist nicht herauszulösen aus der Fatalität all dessen, was war und was sein wird.“ [6]

Die konflikthafte innere Entwicklung der antiken Polis-Gesellschaft veranlasste den griechischen Philosophen Epikur zu seiner Zeit zu dem berühmten Ratschlag: „*Lebe im Verborgenen!*“ [7]

Das Thema beschäftigte Epikur mehrfach. An anderer Stelle führt er aus: *"Mag auch die Sicherheit vor den Menschen bis zu einem gewissen Grade zu erlangen sein durch eine fest gegründete Macht und durch Wohlhabenheit, so entsteht doch die reinste Sicherheit durch ein ruhiges und von der Menge abgesondertes Leben."* [8]

Der gleichen Haltung entspringt sein Rat: *"Der Weise wird sich nicht an der Politik beteiligen und nicht Herrscher sein wollen."* [9]

Heute sind einige der von mir genannten verschiedenen Erscheinungen – im Vergleich zur Sachlage im Altertum – fast in den Hintergrund unseres Bewusstseins verblasst, weil man sie inzwischen besser versteht und sogar glauben kann, manche von ihnen zu kennen und zu steuern.

Aber andere, neue Bedrohlichkeiten und Unverfügbarkeiten sind im Bewusstsein der modernen Menschen an ihre Stelle getreten: die unfasslichen Kräfte des Atoms und der Radioaktivität, die kosmische Strahlung, die aus dem Weltall zu uns dringt, die Möglichkeit der Vernichtung der Erde durch Asteroiden-Geschosse oder durch Sternexplosionen in unserer kosmischen Nachbarschaft, aber auch die Zerstörung der Erde und der natürlichen Umwelt durch den Menschen selbst, durch eine vom Menschen selbst verursachte Klimaerwärmung, das Massensterben von Tier- und Pflanzenarten, das Ozon-Loch und anderes mehr. Diese Phänomene sind beängstigend, weil sie den Menschen in einen fast

unlösbarer Widerspruch zwischen übergeordneten Langzeitinteressen und drängenden politischen und wirtschaftlichen Kurzzeitinteressen verstricken. Ähnliches ließe sich über die Entwicklung der Gesellschaften in ihrer inneren Konflikthaftigkeit, die Entscheidungen verblendeter Eliten über Krieg und Frieden sagen. Auch diese Phänomene, die wir besser verstehen als unsere Vorfahren die Gewitter, sind unterschwellig beängstigend, weil der Mensch sie nicht oder nur teilweise im Griff hat, weil er ihnen (verursacht durch das Wirken anderer Menschen, auf die er keinen Einfluss hat) letztlich doch ausgeliefert bleibt.

Neben den Versuchen der Religion, auf diese Fragen und die aus ihnen entspringenden existenziellen Probleme Antworten zu geben, hat auch bereits im Altertum die Philosophie (und später die aus ihr hervorgegangenen Wissenschaften) sich darum bemüht, für diese Erscheinungen Erklärungen zu finden, die den Menscheng Geist befriedigen und das Menschenherz aus der Eiszange der Angst befreien.

2. Die Wechselfälle eines grausamen Schicksals

Von jeher mussten die Menschen, kaum dass sie zu einem Bewusstsein ihrer selbst und ihres eigenen Lebens erwacht waren, um ihr Leben und das Leben ihrer Nächsten fürchten. Eine hohe Kindersterblichkeit, der Tod der Frauen im Wochenbett, Epidemien und Seuchen sowie zahllose rätselhaft und (mit den Mitteln der damaligen) Medizin unheilbare Krankheiten zeigten ihnen die Grausamkeit des Schicksals, zeigten ihnen, dass der Mensch „mitten im Leben vom Tode umfassen“ [10] war. Niemand kam darum herum mit anzusehen, wie scheinbar gesunde Menschen von heute auf morgen von schweren Krankheiten heimgesucht wurden und plötzlich starben.

Die Todesfurcht war deshalb ein ständiger Begleiter des Menschen. Niemand konnte je wissen, wann ihn selbst ein solches Schicksal treffen würde. Auch heute – bei einer sehr verbesserten medizinischen Versorgung – gilt dies im Hinblick auf zahlreiche verbleibende unheilbare Krankheiten in einem nicht geringen Maße weiterhin.

Es war daher von jeher die Aufgabe von Religion und Philosophie, dem Menschen Linderungsmittel gegen seine quälende Todesfurcht und tröstlichen Zuspruch bei Todesfällen geliebter Menschen zu verabreichen.

Der französische Philosoph Michel de Montaigne fasste dieses Lebensgefühl sogar in die Worte: „Philosophieren heißt sterben lernen.“ [11]

Die antike Religion vermochte den Menschen lange Jahrhunderte nur den Weg in einen finsternen Hades zu weisen. Erst das Christentum (und teilweise auch die zeitgleichen Mysterienkulte) entwickelten die vorher nur für Heroen geltende Vision einer unsterblichen Seele und eines „Lebens nach dem Tode“ weiter - mit Geltung für alle Gläubigen gleich welchen gesellschaftlichen Standes. Die Philosophie versuchte Trost und eine geistige Abwehr der Todesfurcht mit rationalen Argumenten zu vermitteln. Der griechische Philosoph Epikur schreibt:

"Gewöhne dich an den Gedanken, daß der Tod uns nichts angeht. Denn alles Gute und Schlimme beruht auf der Wahrnehmung. Darum macht die rechte Einsicht, daß der Tod uns nichts angeht, die Sterblichkeit des Lebens genüßreich, indem sie uns nicht eine unbegrenzte Zeit dazugibt, sondern die Sehnsucht nach der Unsterblichkeit wegnimmt. Denn im Leben gibt es für den nichts Schreckliches, der in echter Weise begriffen hat, daß es im Nichtleben nichts Schreckliches gibt. Darum ist jener einfältig, der sagt, er fürchte den Tod nicht, weil er schmerzen wird, wenn er da ist, sondern weil er jetzt schmerzt, wenn man ihn erwartet. Denn

was uns nicht belästigt, wenn es wirklich da ist, kann nur einen nichtigen Schmerz bereiten, wenn man es bloß erwartet.

Das schauerlichste Übel also, der Tod, geht uns nichts an; denn solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn der Tod da ist, existieren wir nicht mehr. Er geht also weder die Lebenden an noch die Toten; denn die einen geht er nicht an, und die anderen existieren nicht mehr." [12]

Neben der Todesfurcht überfiel deshalb oft genug auch nackte Verzweiflung angesichts der scheinbaren Ausweglosigkeit ihrer Lage die machtlosen Betroffenen und erweckte in ihnen den Wunsch nach Erlösung durch die rettender Hand übernatürlicher Geistwesen, aber auch durch die Erkenntnis der unsichtbaren, aber hinter allem vermuteten Zusammenhänge. Der römische Kaiser und Philosoph Marc Aurel (121 - 180) schrieb:

Verzweiflung befällt zwangsläufig die, deren Seele aus dem Gleichgewicht ist. [13]

Und in den Psalmen des Alten Testaments der Bibel wird versprochen:

Nahe ist der Herr den zerbrochenen Herzen, er hilft denen auf, die zerknirscht sind. [14]

Doch das Schicksal quälte die Menschen nicht nur mit seiner scheinbaren Grausamkeit, nein, es paarte diese auch mit einer unbegreiflichen Launenhaftigkeit und überraschte immer wieder mit erstaunlichen oder entsetzlichen Wechselfällen, mit denen es seine Macht zeigte, die Menschen im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Stellung und ihren Wohlstand von einem Augenblick auf den anderen aus ihrer gesichert geglaubten Position zu stoßen.

Könige und Herrscher, die soeben noch reich und mächtig waren, von allen geehrt und den Göttern gleichgeschätzt wurden, lagen plötzlich, nach einer politischen oder militärischen Wendung, im Staub, waren machtlos und galten nichts mehr. Die Gefühle der Verehrung und des Respekts für einen bestimmten Herrscher durch neue Gefühle der Furcht und der Bewunderung für einen anderen Herrscher ersetzt zu werden.

Kriege und politisches Chaos, Krankheiten und Seuchen sorgten neben dem Wüten der Naturgewalten bereits in der antiken Gesellschaft dafür, dass der Mensch sich immer wieder den Wechselfällen des Schicksals gegenüberstellt sah, auch in Bezug auf sein eigenes Schicksal. Im hellenistischen Orient wurde das Schicksal in der Gestalt der Göttin Tyche verehrt in der Hoffnung, auf diese Weise (durch das inbrünstige Gebet) einen Einfluss auf die Entscheidungen dieser Herrin eines wankelmütigen Schicksals nehmen zu können. [15]

Das Erleben überraschender Schicksalswendungen zwang die Menschen, ihre innersten Gefühle und Hoffnungen immer wieder völlig umzustellen. Wie hatte es nur so kommen können? Antworten darauf ließen sich schwer finden, insbesondere auch für alle diejenigen, die selbst von solchen eingeweidezerreißenden Windungen und Wendungen des Schicksals betroffen waren. Auch das Schicksal präsentierte sich den Menschen immer – damals wie heute – als eine dunkle, schwer ansprechbare und letztlich nicht zu beherrschende Macht. Bei der Philosophie suchten die Menschen Antworten und die Philosophen versuchten, solche Antworten zu geben. Recht fatalistisch und aus dem mechanistischen Geist der Aufklärung heraus sieht es der französische Philosoph Voltaire:

Ergeben wir uns in das Schicksal, das uns spottet und uns fortreibt. Leben wir solange und so gut wir können. [...] In Wahrheit hängt nichts von uns ab, denn wir sind Uhren, Maschinen. [16]

3. Die innere Frage nach dem richtigen Handeln

Für ihr Leben in einer objektiv unheimlichen Welt, unterworfen den unberechenbaren Wechselfällen eines grausamen Schicksals und der nur schwer zu beeinflussenden konflikthafter Entwicklung der menschlichen Gesellschaften versuchten sich schon die Menschen des Altertums mit festen Regeln für ein sowohl technisch wie auch ethisch-moralisch richtiges Handeln zu wappnen.

Die Religion fasste die wichtigsten ethisch-moralischen Regeln in den autoritativen „Geboten Gottes“ zusammen, die wesentliche Kernsätze für ein „gutes und richtiges Leben“ des Menschen als Einzelnen und in der Gesellschaft sowie in seinem Verhältnis zu Gott darstellen. Die Philosophie entwickelte in rationalen Überlegungen ethisch und moralisch begründete Konzepte für ein richtiges Handeln in einer unübersichtlichen Welt.

In beiden Fällen liegt die Erwartung zugrunde, dass der Einzelne, wenn er richtig handelt, wenn er sein Leben richtig führt, erfolgreich sein und sein Leben meistern kann. Diese Erwartung war auch nicht falsch. Sie wurde immer wieder bestätigt, wenn die Menschen beobachteten, dass technisch korrektes Handeln und ethisch-moralisch richtiges Handeln von Erfolg belohnt wurden. Sie wurde aber auch immer wieder enttäuscht, wenn die Betroffenen mit dem geraden Gegenteil konfrontiert wurden, besonders im Hinblick auf das ethisch als richtig gewertete Handeln. Wie ist es möglich, so mögen sich die Menschen gefragt haben, dass derjenige, der das ethisch-moralisch Richtige tut, derjenige, der auf dem Pfad der Tugend wandelt, dennoch krank wird, gedemütigt wird, sein Leben in Armut beenden muss oder elendiglich verreckt?

In der Religion wurde diese Frage immer wieder anklagend an „Gott“ gerichtet, dem doch täglich (mit Verehrung) dafür vergolten wurde, dass er die Welt in Ordnung hielt. Das Buch Hiob des Alten Testaments gibt für diese Gemütsverfassung und Fragestellung ein anschauliches Beispiel. Hiob fragt dort anklagend:

*“Warum läßt Gott die Bösen weiterleben?
Sie werden alt und bleiben trotzdem stark.
Gesichert wachsen ihre Kinder auf
und auch die Schar der Enkel ist bei ihnen.
Kein Unglück stört den Frieden ihrer Häuser,
sie kriegen Gottes Geißel nie zu spüren.
Ihr Stier bespringt die Kühe nicht vergebens,
die Kühe kalben leicht und ohne Fehlwurf.
Frei wie die Lämmer laufen ihre Kinder,
und ihre Jugend tanzt und springt vor Freude.
Sie singen laut zu Tamburin und Leier,
sind voller Fröhlichkeit beim Klang der Flöte.
Im Glück verbringen sie ihr ganzes Leben
und sterben einen sanften, schönen Tod.“ [17]*

Die in Hiobs Aussagen formulierte Empörung zeigt die Verstörung an, die den in seiner Tugendhaftigkeit und moralischen Qualität selbstgewissen Menschen befällt, sobald er mit dem Faktum des Auseinanderfallens von Moralität und Lebenserfolg konfrontiert wird. Warum sorgt Gott nicht dafür, so muss der religiöse Mensch fragen, dass diejenigen, die seine Gebote befolgen, durch den Erfolg ihres Handelns belohnt werden?

Alle theologischen Versuche zur Ausarbeitung einer „Theodizee“ (Rechtfertigung Gottes) zeugen von einem langandauernden Interesse für dieses grundlegende Thema, ein Interesse, das durch die immer wieder sich einstellende Spaltung zwischen Moralität und Handlungserfolg genährt wird. [18]

Auch die Philosophie konnte und kann dieser Frage nicht ausweichen, auch heute nicht. In einer auf realistische Grundlage arbeitenden Philosophie [19] können allerdings echte Antworten auf diese Frage gegeben werden.

Die Frage nach dem richtigen Handeln stellt sich dem Einzelnen jedoch auch als quälende Regung seines Gewissens: War es richtig so zu handeln, wie ich gehandelt habe? Sie kann sich dabei sowohl auf die mehr technischen Aspekte des Handelns beziehen (die Frage nach der richtigen Ausführung technisch komplizierter Handlungen, von deren Ausgang viel abhängt) als auch auf die ethisch-moralischen Aspekte. Habe ich vielleicht jemandem Unrecht angetan, ohne es zu wollen? Habe ich verwerflich gehandelt? Jeder weiß, so will ich einmal annehmen, wie quälend solche Fragen – sein können, besonders wenn eine wichtige Handlung oder Handlungskette gescheitert ist (zum Beispiel, wenn es um eine persönliche Beziehung geht) und nagende Reue das Herz bewegt. Insoweit es dann um die ethisch-moralischen Aspekte geht, ist auch in diesen Fällen, der Rat oder Trost der Religion und der Philosophie erwünscht, deren Leitung dem wankenden Gemüt wieder Halt und Richtung geben soll.

4. Wo liegen die Quellen der Philosophie?

Wo liegen also die Quellen der Philosophie? In welchen Situationen entsteht das Bedürfnis nach Philosophie? Warum gibt es überhaupt Philosophie? Warum suchen wir nach Weisheit?

Wir können versuchen, darauf jetzt eine begründete Antwort zu geben.

Das Bedürfnis nach Philosophie erwächst aus dem Leben der Menschen selbst. Ihr Anfang liegt daher in diesem Leben, im ganz gewöhnlichen Alltagsleben der Menschen und erwächst aus der Begegnung mit den Problemen, die sich dem Menschen in diesem Alltagsleben entgegenstellen.

Eine von realistischen Grundsätzen ausgehende Philosophie lehnt deshalb auch einen „voraussetzungslosen Anfang“ der Philosophie, wie er in der idealistischen Pseudo-Philosophie in der Regel gefordert und versucht wird, eindeutig ab. Dieser sogenannte und scheinbare voraussetzungslose Anfang führt in der Regel dazu, mit dem Denken an sich, mit dem Philosophieren an sich, mit der Tatsache des in seinem Selbstbewusstsein isolierten geistigen Ich anzufangen und er setzt damit eben bereits die ganze weitere idealistische Philosophie voraus.

Meiner Auffassung nach liegt Feuerbach richtig, wenn er sagt:

„Die nichts voraussetzende Philosophie ist die sich selbst voraussetzende, unmittelbar mit sich selbst beginnende Philosophie.“ [20]

Und an anderer Stelle:

„Der Anfang der Philosophie ist nicht Gott, nicht das Absolute, nicht das Sein als Prädikat des Absoluten oder der Idee - der Anfang der Philosophie ist das Endliche, das Bestimmte, das Wirkliche ...“ [21]

Eine realistisch gesinnte Philosophie fängt deshalb nicht mit dem isolierten Denken an, sondern mit dem ganz gewöhnlichen, alltäglichen Leben der Menschen. In diesem Leben entwickelt sich das menschliche Denken, die menschlichen Gedanken und Fragen. Diese werden immer dann zur Philosophie, zur Sehnsucht und Suche nach Weisheit, wenn ein Mensch – wie wir es oben beschrieben haben – in besonderem Maße von der Unheimlichkeit und Erstaunlichkeit der objektiven Welt, der Grausamkeit eines launenhaften Schicksals oder der Frage nach dem richtigen Weg im Leben ergriffen worden ist.

Die Quellen der Philosophie – und damit meinen wir hier: die Quellen für das Bedürfnis des Menschen zu philosophieren und für seine Suche nach philosophischer Erkenntnis – liegen im Verhältnis des lebenden Menschen zur Welt selbst. Sie ergeben sich konkret: aus dem immer problematischen Verhältnis des um die Meisterung seines Lebens ringenden Menschen zu einem komplexen und sowohl seine Erkenntnisfähigkeiten als auch seine Steuerungskräfte weit übersteigenden Weltgeschehen. Weil der Mensch (oft genug und in weiten Bereichen) weder sich selbst noch die ihn umgebende Welt im Griff hat, weil die Naturkräfte oder die inneren Turbulenzen der menschlichen Gesellschaften seine Pläne zunichte machen, weil die Unausrechenbarkeit seines Schicksals ihn quält und weil er verstörend immer wieder erfahren muss, dass auch die Tugend nicht (in allen Fällen) vor dem Unglück schützt, sucht er nach Trost und Rat, nach Erkenntnis der Zusammenhänge und Überblick.

Heilung, manchmal vielleicht auch nur Linderung, für die im Lebensringen erhaltenen geistigen und seelischen Verletzungen bieten dem Bewusstsein des Menschen (in einem gewissen Maße) Religion und Philosophie jeweils in der ihnen eigenen Sprache. Während die Religion dabei auf die Wirkung eines autoritativen Gottesbildes setzt und den Menschen mit der Vision eines gütigen und hilfreichen Gottes zum Leben ermutigen möchte, vermittelt die säkulare humanistische Philosophie – tendenziell beruhend auf den Erkenntnissen aller Wissenschaften – dem suchenden Menschen „Weisheit“, das heißt: theoretische und praktische, vielfach geprüfte und bewährte, auf sein ganzes Leben bezogene und für dieses gültige Erkenntnisse, die dem von einem schwer begreiflichen Weltgeschehen schmerzhaft fortgerissenen Menschen Übersicht vermitteln und ihm aufzeigen, welche Richtung sein Handeln nehmen muss, wenn er sein Leben in dieser Welt - seiner Bestimmung gemäß - erfolgreich leben will..

Anmerkungen:

[1] Blaise Pascal: Über die Religion. (Pensées). Gedanke 205. In: Reinhold Schneider (Hg.): Pascal. Verlag Fischer Bücherei, Frankfurt a. M und Hamburg 1954. S. 164.

[2] Die Einheit von Philosophie und Religion ist das Thema meines Essays „Philosophie und Religion“.

[3] Epikur, Brief an Pythokles, Abschnitt 85. In: Epikur : Von der Überwindung der Furcht. Katechismus, Lehrbriefe, Spruchsammlung, Fragmente. 3. Auflage München 1986, S. 86 f.

[4] Albert Einstein. In: Alice Calaprice (Hrsg.): Albert Einstein: Einstein sagt. München / Zürich: Verlag Piper, 1997, S. 174. ISBN: 3492047254 .

[5] Johann Gottfried Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Teil I, Buch II, Abschnitt 56 f. ISBN: 978-148255973.

[6] Friedrich Nietzsche: Götzendämmerung. Kap. 8: Die vier großen Irrthümer, Abschnitt 8. In: Friedrich Nietzsche: Götzendämmerung. Der Antichrist. Ecce Homo. Gedichte. Alfred Kröner Verlag Stuttgart, 1978. S. 116. ISBN 3-520-07707-8.

[7] Epikur, Fragmente, a. a. O., S. 137.

[8] Epikur, Katechismus, 14. a. a. O., S. 61.

[9] Epikur, Fragmente 1, a. a. O., S. 114.

- [10] „Mitten im Leben sind wir vom Tod umfassen.“ Martin Luther, (1483 - 1546), deutscher Theologe und Reformator. Quelle: Nach dem alten Kirchenlied: »Media vita in morte sumus.«
- [11] Michel de Montaigne, (1533 - 1592), eigentlich Michel Eyquem, Seigneur de Montaigne, französischer Philosoph und Essayist. Quelle: Essais.
- [12] Epikur: Brief an Menoikeus, 124 f. In: Epikur : Von der Überwindung der Furcht. Katechismus, Lehrbriefe, Spruchsammlung, Fragmente. 3. Auflage München 1986, S. 101.
- [13] Das Zitat wird Marc Aurel (121 - 180), römischer Kaiser und Philosoph, zugeschrieben.
- [14] Bibel, Altes Testament, Psalm 34.19.
- [15] Tyche (griechisch τύχη) ist in der griechischen Mythologie die Göttin des Schicksals, der glücklichen (oder bösen) Fügung und des Zufalls.
- [16] Voltaire: Aphorismen und Gedankenblitze. Heyne Verlag. ISBN 9783453420588, (früher: 3453420586). Heyne Verlag, 1979. (3, 39).
- [17] Altes Testament, Buch Hiob (21,7-16).
- [18] B. J. Claret (Hrsg.): Theodizee. Das Böse in der Welt, Darmstadt 2. A. 2008.
- [19] Unter „realistischer Philosophie“ verstehe ich eine säkulare und humanistische Philosophie, die sich nicht an vorgefassten Ideen orientiert sondern von den Problemen des menschlichen Lebens ausgeht. Mit der sogenannten „realistischen“ Philosophie des Mittelalters, die voraussetzte, dass die Ideen „Realien“ seien (ein idealistisches Konzept), hat dieses Philosophieverständnis nichts zu tun.
- [20] Ludwig Feuerbach, Über den Anfang der Philosophie. In: L. F., Anthropologischer Materialismus. Ausgewählte Schriften I., herausgegeben und eingeleitet von Alfred Schmidt. Ullstein Verlag, Frankfurt a. M., Berlin, Wien, 1985, S. 66-74, hier: S. 69.
- [21] Ludwig Feuerbach, Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie. In: Ludwig Feuerbach, Kleine Schriften. Frankfurt a. M. 1966, S. 87f.
- Der Text findet sich auch in: L. F., Anthropologischer Materialismus. Ausgewählte Schriften I., herausgegeben und eingeleitet von Alfred Schmidt. Ullstein Verlag, Frankfurt a. M., Berlin, Wien, 1985, S. 82-99.

ZUM AUTOR:

Friedrich Roeders wurde 1949 in Hamburg geboren. Nach dem Studium (Literaturwissenschaft, Politik und Philosophie) in München und Hamburg war er als Dozent, Journalist und Diplomat tätig. Nach langen Jahren im Ausland lebt er heute in Berlin und Orléans (Frankreich).

© Friedrich Roeders, 2014.